

SCHRIFTSTELLER

NOBELPREIS

Perse-Verse

Fünf- oder sechsmal, bekannte der englische Literatur-Nobelpreisträger von 1948, Thomas Stearns Eliot, habe er im Jahre 1930 ein in freien Versen gesetztes Gedicht von Saint-John Perse gelesen. Die Lektüre verlange die „fundamentale Verstandesarbeit eines Rechtsanwalts, der eine wichtige Entscheidung über einen komplizierten juristischen Fall prüft“.

Einer ähnlichen Verstandesarbeit haben sich die Mitglieder der Schwedischen Akademie, die in der vergangenen Woche dem Dichter Saint-John Perse (SPIEGEL 37/1957) den Literatur-Nobelpreis zuerkannten, in diesem Jahre nicht wieder zu unterziehen brauchen. Der — nach eigener Angabe 71jährige — französische Lyriker Saint-John Perse, als Botschafter a. D. einstweilen letztes Glied der ruhmreichen Kette französischer poètes-ambassadeurs, die von Stendhal über Valéry, Giraudoux und Claudel reicht, stand schon seit Jahren auf einem der vordersten Plätze unter den Kandidaten für den gegenwärtig noch immer prominentesten Literaturpreis der Welt.

Da aber die rund 225 000 Nobel-Kronen immer und immer wieder über seinen Kopf hinweg und nach verbreiteter Ansicht nicht immer nach Verdienst erreicht wurden (1955 an Laxness, 1956 an Jiménez, 1957 an Camus, 1958 an Pasternak, 1959 an Quasimodo), hatten sich zumindest die französisch-sprechenden Literaten zu einer Art Hilfsaktion zusammengefunden: Im Jahre 1959 wurde dem Lyriker auf der IV. Internationalen Dichterbiennale der Große Internationale Dichterpreis in Höhe von 100 000 belgischen Franc (8400 Mark) zuerkannt, den er annahm; im Herbst dieses Jahres verliehen ihm 530 französische Autoren den Titel eines „Dichtersfürsten“, den er allerdings ablehnte, da er sich zu diesem Titel überhaupt nicht berufen fühle.

Wirklich hat sich Saint-John Perse — bürgerlich: Marie-René Auguste Alexis Saint-Léger Léger — öffentlich schon immer gegenüber seinen Versen sehr reserviert geäußert. Der auf einer Antillen-Insel, dem Familienbesitz Saint-Léger-les-Feuilles, geborene Léger, examinierter Jurist und Mediziner, profunder Sinologe und nach steiler Karriere prominenter Berufsdiplomate des Quai d'Orsay, behauptete seinem Ministerpräsidenten Poincaré gegenüber, seine Gedichte seien das Produkt einer Wette. Er habe beweisen wollen, daß man irgend etwas dichten könne und dafür einen Verleger finden könne. Tatsächlich untersagte Léger nach dieser Unterhaltung 1925 jede weitere Veröffentlichung seiner Verse und blieb Jahre hindurch, während er dem französischen Verständigungs-Außenminister Briand als „Chef de cabinet“ diente, bei seinem Entschluß.

Eine ähnliche Konsequenz bewies Léger — das Pseudonym Perse soll nach Meinung einiger Kritiker die Vorliebe Légers für den römischen Satiriker Persius dokumentieren — bei seinen poli-

tischen Geschäften. In den Abendstunden des 17. Mai 1940 wurde er — zu Unrecht — von Reynaud seines Postens als Staatssekretär enthoben, weil er „aus eigener Initiative unsere diplomatischen Archive verbrennen ließ“ (Reynaud). Als die französische Regierung die offensichtlich ungerechtfertigte Entlassung gutzumachen versuchte, indem sie Léger den Botschafterposten in Washington anbot, lehnte Léger ab: „Ich habe ein Recht auf die Wohltat einer vollkommenen Ungerechtigkeit.“

Nach Washington ging er trotzdem, wo ihm der Schriftsteller Archibald MacLeish („Spiel um Job“), damals Direktor der Kongreßbibliothek, einen wohl-



Nobel-Poet Saint-John Perse
Dichten als Verstandesarbeit

dotierten Beraterposten verschaffte. Pétaïn bürgerte den Emigranten aus und ließ ihn von der Liste der Ehrenlegionsritter streichen. Erst nach dem Krieg wurde Léger rehabilitiert; er erhält seitdem — trotz unverhohlener Gegnerschaft zu Charles de Gaulle — von der französischen Republik sein Botschaftergehalt.

Protector MacLeish war es auch, der den großzügigen Ton und die umfassenden Inhalte von Légers Verswerken („Anabasis“, „Winde“, „See-Marken“), in denen ohne jede Angabe über Ort und Zeit der Handlung große Menschheitsbewegungen und -katastrophen beschrieben sind, mit drei Kindheitserlebnissen des Dichters auf der heimischen Familien-Insel erklärt: Der Knabe Alexis — sein Biograph Maurice Salliet behauptet, er sei nicht 1889, sondern 1887 geboren — wurde von einem Zyklon in die Luft gehoben; er sah, wie ein anderer Wirbelsturm einen Dampfer auf die Insel warf; und er wurde — als seine Eltern abwesend waren — von den Eingeborenen einen Tag lang geschmückt und als Gott verehrt, der Kranke heilen könne.

Hugo von Hofmannsthal hielt die Verse von Perse, die er eine „dunkle und gewaltsame Selbstbezauberung durch

die Magie der Worte und Rhythmen“ nannte, für schlechthin unübersetzbar: „Die Übersetzung kann in solchen Fällen keine andere Rolle spielen als die eines sehr genauen, gewissenhaften Referats.“

Diese These hat aber weder Rilke noch Walter Benjamin, Rudolf Kassner und Eliot davon abgehalten, Verswerke von Perse aus dem Französischen zu übertragen. In den vergangenen Jahren sind zwei Bände von Perse-Versen in deutscher Sprache erschienen.*

Auch der Schwedischen Akademie lag eine authentische Übersetzung vor. Am Tag des Nobel-Entscheids wurde in Paris bekanntgemacht, der Uno-Generalsekretär und Rilke-Verehrer Dag Hammarskjöld habe einer Buch-Veröffentlichung seiner Perse-Übersetzungen ins Schwedische zugestimmt.

BÜCHER

ANDERSCH

Rot in Venedig

Auf die Frage, welches seine literarischen Ziele seien, antwortete der heute 46jährige Schriftsteller Alfred Hellmuth Andersch: „Die allerehrgezigsten.“ Ferner ließ er wissen: „Meine Beziehung zum Schreiben ist ziemlich sicher erotischer Natur.“

Diese Auskünfte des nie um effektvolle Selbstdeutung verlegenen Autors wurden im Herbst 1958 in einer Reklameschrift des Walter-Verlags veröffentlicht. Zwei Jahre später, in diesen Tagen, liegt die neueste Frucht von Anderschs strebsamer Schreibererotik vor: der Roman „Die Rote“**. Der Verlag gab bekannt, er habe „gewichtige Gründe zur Vermutung“, der Roman „werde über seine Rolle im literarischen Gespräch dieser Tage hinaus einen festen Platz einnehmen in der modernen deutschen, der modernen europäischen Literatur“.

Zweifellos ist Alfred Andersch bei der Abfassung seines Romans von großen Ambitionen getrieben worden. Nicht nur sein auf der letzten Buchseite gedruckter Vermerk „Begonnen am 29. 12. 1957 in Venedig, beendet am 20. 12. 1959 in Berzona (Onsernone)“, der möglicherweise für künftige Andersch-Philologen bestimmt ist, läßt höheren Ehrgeiz ahnen, sondern auch das typographische Arrangement: Abschnitte in gewöhnlichem Druck wechseln mit kursiv gesetzten und kleingeschriebenen.

Außerdem hat der ehemalige Nachtprogramm-Redakteur und Herausgeber avantgardistischer Literaturzeitschriften in seinem neuen Werk beinahe nichts unerwähnt gelassen, was ihm als modischer Gesprächsstoff gilt: Jackson Pollock, Tintoretto, Rock'n'Roll, Brahms, Jimmy Giuffrè, Monteverdi, Elvis Presley, Samuel Beckett, William Faulkner,

* Saint-John Perse: „Dichtungen“; 464 Seiten; 26,80 Mark; „See-Marken“; 276 Seiten; 24 Mark; beide im Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt.

** Alfred Andersch: „Die Rote“; Walter-Verlag, Olten und Freiburg; 296 Seiten; 14,80 Mark.

Mickey Spillane, Neoverismus und Teakholz.

Mit diesen Ornamenten hat Andersch laut Verlagstext „ein metaphysisches Bild der ‚Lage‘ skizziert“ — der Situation also, in der sich der Westeuropäer heute, fünfzehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, befindet.

Dieser „Lage“ durchaus angemessen, erweist sich denn auch die weibliche Hauptfigur, die „Rote“, keineswegs — wie der Roman-Titel des einstigen Jungkommunisten Andersch vielleicht vermuten ließe — als eine Revolutionärin oder Ost-Agentin, sondern lediglich als eine Frau, deren Haarfarbe die meisten männlichen Romanfiguren zu erotischen Träumereien inspiriert: „Die Rothaarigen sollen ja schärfer sein.“

Franziska Lukas, etwa 30, aus dem rheinischen Düren stammend, von Beruf Dolmetscherin, verheiratet und seit sehr kurzem legaler guter Hoffnung, ist im Mailänder „Café Biffi“ (Andersch: „Ich habe es gern, ... in Cafés in Paris und Italien zu sitzen“) ihrem Manne Herbert, einem Dortmunder Vertreter mit mangelndem Faulkner-Verständnis und kunstgeschichtlichen Neigungen (Andersch: „Nicht besonders gern mag ich ‚Kunstgeschichte‘“) auf und davon gegangen. Verlassen hat sie damit gleichzeitig ihren von Herbert stillschweigend gebilligten Liebhaber Joachim, Herberts Chef, sowie die „falsche Ordnung und die falsche Sauberkeit“ Westdeutschlands, das sie, als zeitkritisches Sprachrohr ihres seit 1958 in Berzona (Tessin) lebenden Schöpfers, als „langweilig“ und „Land ohne Geheimnisse“ tadelt. Ohne Gepäck und mit nur wenig Geld kommt sie im winterlichen Venedig an und mietet sich ein Hotelzimmer.

Mit dieser Geschichte eines Aufbruchs ins Unbekannte hat Andersch sich abermals einem Thema zugewendet, das seinen Lesern nach dem autobiographischen Desertionsbericht „Die Kirschen der Freiheit“ (1952) und dem mehrfach preisgekrönten Roman „Sansibar oder

der letzte Grund“ (1957) bereits wohlvertraut ist: der Flucht. Den Hörern des Südwestfunks und Radio Bremens könnten von Anderschs neuem Buch obendrein aber auch die kriminalistischen Wirrungen bekannt vorkommen, in die Franziska während ihres Aufenthalts in Venedig verstrickt wird.

Im März dieses Jahres nämlich hatten die beiden Rundfunkstationen zur „Woche der Brüderlichkeit“ gemeinsam ein Andersch-Hörspiel gesendet, das ebenfalls einen Farb-Titel hatte: „Der Albino“. Die Fabel des „Albino“ ist in den wesentlichen Zügen mit dem kriminalistischen Teil der „Roten“ identisch.

Im Hörspiel wie im Roman ist der Albino ein ehemaliger Gestapo-Beamter namens Kramer, der nach dem Krieg in Italien untergetaucht ist und nun einer Nazi-Untergrundorganisation angehört, die deutschen Neonazis und Antisemiten zur Flucht nach Ägypten verhilft. Kramer: „Später stand dann wieder unsere Organisation, ein verschworener Haufen, kann ich Ihnen sagen, wir beschränken uns bewußt darauf, den Opfern der jüdischen Rache beizustehen, ich bin der beste Fachmann unserer Organisation für Passagen in die arabischen Länder, Geld ist genug vorhanden.“

Gleichfalls im Geschmack politischer Kolportage-Klischees geformt und gleichfalls dem Hörspiel entlehnt ist der anglo-irische Bierbrauersohn und Jachtbesitzer Patrick O'Malley, der im Krieg englischer Geheimagent gewesen war und während eines Spionageunternehmens in Deutschland gefangen genommen wurde. Gestapo-Mann Kramer hatte ihm damals das Leben gerettet, allerdings um einen hohen Preis: O'Malley mußte Verrat begehen.

In Venedig ist nun der unter dem Verlust seiner Offiziers- und Gentleman-Ehre leidende O'Malley seinem verhassten Lebensretter Kramer wiederbegegnet. Geduldig wartet der Anglo-Ire auf die rechte Gelegenheit, um mit einem „Mord im Dunklen“ den Urheber seiner Ehrlosigkeit zu beseitigen. Die „Rote“, deren Bekanntschaft er trotz seiner homosexuellen Neigungen mit jener geschwinden Direktheit macht, die sonst nur die Helden wunschträumerischer Film- und Kolportage-Autoren auszeichnet, soll ihm dabei als Lockvogel und Zeugin dienen. „Ich bin in einen Kriminalroman geraten“, erkennt die rothaarige Dame bestürzt, „das gibt es doch gar nicht, Kolportage gibt es doch gar nicht, es gibt keine ‚gangs‘, keinen Untergrund, keine Verfolgungen, das sind doch Erfindungen von Chandler, von Spillane.“

Indes, so viel ungläubiges Staunen seiner Titelheldin hat Andersch nicht davon abhalten können, sein kriminalistisches Garn bis zum finsternen Ende weiterzuspinnen. Eine Flasche vergifteten Bieres aus der väterlichen Brauerei — „It tastes so clean, it tastes so cool, O'Malley's beer from Liverpool“ —, von O'Malley jr. aus der „köstlichen kleinen Teakholz-Pantry“ der Luxusjacht herbeigeschafft, sorgt in Abwandlung der Hörspiel-Knallerei für Kramers geräuschlosen Roman-Tod in Venedig. „Ist er tot?“ erkundigt sich Franziska mit einem Blick auf die Bierleiche. „Wirklich tot?“. Und Patrick O'Malley bestätigt: „Hundertprozentig.“

„Das klingt nach Klischee und Kriminalroman, und das ist auch Klischee



Gesund
vital
erfolgreich
bleiben

vitompin

gibt die Kraft, den natürlichen Aufbraucherscheinungen unseres Lebens und den zwangsweisen Überforderungen unserer Zeit gesund zu widerstehen. VITOMPIN, ein auf neuesten medizinischen Erkenntnissen aufgebautes HEUMANN-Heilmittel, enthält neben wichtigen Vitaminen und Spurenelementen den bekannten herz- und kreislaufwirksamen Crataegus-Extrakt. VITOMPIN behebt dadurch Vitaminmangelerkrankungen; senkt den Cholesterinspiegel, beugt der gefährdeten Arterienverkalkung vor und hat einen blutdruck-regulierenden Einfluß auf Herz und Kreislauf.

Rechtzeitig VITOMPIN nehmen, heißt Ihrer Gesundheit dienen.

Packung mit 30 Kapseln DM 6,50
In allen Apotheken erhältlich.



Erfolgs-Autor Andersch
Schreiben als Erotik

**Wenn Sie Ihren Besuch motorisieren möchten,
aber Ihr Auto ist nicht zu entbehren ...**



Solide Leihbedingungen
Einfachste Formalitäten
Vernünftige Preise
Erstklassiger
Versicherungsschutz
Neueste Modelle

Unser Versicherungsschutz für Sie – beruhigend hoch!

Sogenannte „billige Preise“ für einen Leihwagen könnten immer nur zu Lasten Ihres Versicherungsschutzes gehen. Hoher Versicherungsschutz aber – neben technischer Zuverlässigkeit und gutem Service – ist unerlässlich, wenn Sie Ihren Leihwagen mit Vergnügen und dem guten Gefühl, auch gegen den Zufall gewappnet zu sein, besteigen wollen.

Verlangen Sie bitte
für Ihre Unterlagen unsere Informationen
(Leihbedingungen, Preisliste, Adressen unserer Bundesgebiets-Filialen).



Leihwagen am Reiseziel
auch durch Ihr Reisebüro!

SELBSTFAHRER UNION

In mehr als 45 deutschen Städten · Zentrale: Hamburg 39, Bebelallee 72

Ruf: 0411/51 99 71, Telex: 021 3246

und Kriminalroman“, urteilte der Kritiker Kurt Lothar Tank, fügte jedoch verständnisvoll hinzu: „Aber zugleich ist es, ähnlich wie bei Graham Greene, die einzig mögliche Doppelkulisse, in der es glücken kann, ‚der Wahrheit‘ habhaft zu werden.“

So lobenswert der Versuch ist, der Wahrheit habhaft zu werden – die von Andersch aufgestellte Doppelkulisse erweist sich keineswegs als dazu angetan, seiner Wahrheitssuche zum Erfolg zu verhelfen. Zumal Anderschs um weltmännische Eleganz bemühtes Vokabular läßt die Wirklichkeit der Jahrhundertmitte unter einer Politur verschwinden, die der Schein-Sachlichkeit gestalteter Musikmöbel ähnelt.

Andersch beschreibt eine Hotel-Szene: „Dann der Kellner mit dem geschult herbeigezogenen Stuhl, Maria ließ sich den Mantel nicht abnehmen, einen weichen, leichten, sehr hellen Mantel im Charleston-Stil mit einem etwas dunkleren runden Pelzkragen, aus einem langhaarigen kostbaren Pelz, der unter einer Bewegung, in einem Atemhauch, sich öffnete wie Gefieder oder Wasserstrahlen, bernsteinfarben unter dem leuchtenden Nachtschwarz ihres gleichfalls im Charleston-Stil gewellten, halblangen Haares ...“

Die Kulisse mondänen Hotelbetriebs hat es dem Schriftsteller Alfred Andersch spürbar angetan, und ebenso illustre Damenober- und -unterbekleidung. Die schicksalsträchtige Begegnung mit O'Malley läßt Andersch seine Heldin, deren Dessous er einmal als „sehr einfach, ohne Spitzen, ohne Raffinessen, aber sehr elegant“ klassifiziert, im „Tea-Room“ des „Pavone“ („erstklassiges Hotel, geschultes Personal, gutes Publikum“) erleben.

Dort sinniert Franziska über ihr Visavis: „Er muß Engländer sein, goldener Windsor-Knoten also, etwas sehr Elegantes umfloß ihn hinter den Blumen, wissende, gespannte Eleganz, gleichwohl von Schmelzflußzarthheit überspielt, von Politur, von Schönheit fast.“

„Man (kann) die Feststellung nicht unterlassen“, kritisierte der „Rheinische Merkur“, „daß hier wieder einmal das ‚Milieu‘ ganz einfach falsch geschildert ist: nämlich so, wie sich der kleine Mann die große Welt vorstellt.“

Das Ende seines Romans freilich läßt Autor Andersch, offenbar dann doch ermüdet von der großen Welt, in anderer Umgebung spielen: Nach O'Malleys Mord an Kramer gerät die Rote mit der ihr eigenen Fähigkeit, schnell Bekanntheit zu schließen, an einen ehemaligen Spanienkämpfer und Ex-Partisanen, der nun als Orchestergeiger arbeitet.

Dieser heimatlose Linke bringt Franziska schließlich in sein proletarisches Elternhaus und verschafft ihr eine Stellung als Arbeiterin in einer Fabrik. Monologisiert die einstige Dortmunder Dolmetscherin: „Später konnte ich vielleicht eine Stellung in meinem Beruf finden, dann verdiente ich viel mehr Geld, konnte mir einen Anwalt nehmen und die Scheidung von Herbert betreiben. Aber es mußte eine Stellung in Mestre (bei Venedig) sein. Vorläufig eilte es nicht damit. Ich rauchte eine Zigarette. Ich war ganz zufrieden.“

Den Kritiker der „Welt am Sonntag“ wie auch den des „Rheinischen Merkur“ erinnerte dieser Schluß an das

Werk eines deutschen Autors, mit dem verglichen zu werden den Schriftsteller Andersch kaum erfreuen mag: Ernst Wiechert, Verfasser des gefühlsträchtigen Romans „Das einfache Leben“ (1939).

Der „Merkur“-Kritiker Anton Böhm spottete über „Die Rote“: „Das einfache Leben ... Wiechert ging zu diesem Behuf in die Wälder, Andersch geht in die Seifenfabrik. Durch Rothaarigkeit dazu symbolisch prädestiniertes Luxusgeschöpf entdeckt in sich guten Kern, entsagt Wohlleben total verderbter Oberschicht und kehrt zur Reinheit des Ursprungs zurück. Wie in einem Reinigungsbad taucht sie im ‚Proletariat‘ unter.“

Freilich scheint sich auch Alfred Andersch über die Problematik dessen, was er schrieb, hinreichend Gedanken gemacht zu haben: Wie um Einwänden zuvorzukommen, läßt er seine Heldin über ihre Vorliebe für das italienische Arme-Leute-Milieu meditieren: „Wahrscheinlich ist das Ganze eine literarische Idee, ausgelöst von neorealistischen Filmen, ein bißchen Faszination von der Poesie südlichen Proletariats, das italienische Proletariat ist literarisch en vogue.“

FILM

NEU IN DEUTSCHLAND

Der brave Soldat Schwejk (Deutschland). Bringt der in den Krieg zur k. u. k. Armee einberufene Prager Hundehändler Schwejk, der sich selbst als „behördlich anerkannter Idiot“ ausgibt, seine militärischen Vorgesetzten aller Dienstgrade aus Dummheit zur Raserei oder durch superbe Handhabung der Untertanen-List? Regisseur Axel von Ambesser ließ diese Frage, die des



Rühmann

tschechischen Schriftstellers Jaroslav Hašek's Fortsetzungsgeschichten weltweit populär gemacht hat, in der Neuverfilmung unbeantwortet. Ambesser strich bei der Bearbeitung — nach der Devise: „Alles bringen, was Goebbels verboten, alles weglassen, was Goebbels gebracht hätte“ (SPIEGEL 37/1960) — Hašek's Kirchenkritik, die Figur des Feldkuraten Katz und die Ausfälle gegen die k. u. k. Kriegsmaschinerie. Der klamaukfreie, aber etwas betulich arrangierte Film wird vom Titeldarsteller Heinz Rühmann durch pfiffiges Charakterspiel zur Tragikomödie veredelt, wie sie dem Original-Autor Hašek vorgeschwebt haben mag. (CCC.)

Der Mann in der Schlangenhaut (USA). Ermuntert durch den Zuspruch, der den Filmfassungen von Tennessee-Williams-Dramen („Die Glasmenagerie“, „Endstation Sehnsucht“, „Die tätowierte Rose“, „Die Katze auf dem heißen Blechdach“, „Baby Doll“ und „Plötzlich im letzten Sommer“) auf dem internationalen Kinomarkt zuteil wurde, griffen die Filmleute auf das Erstlingswerk des amerikanischen Erfolgsliteraten zurück, auf „Orpheus steigt herab“. Regisseur Sidney Lumet („Die zwölf Geschworenen“)



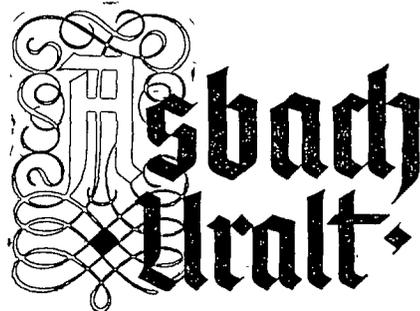
Sechshundert Romane:

schrieb er - und ein Kochbuch!

Alexander Dumas - eigentlich: Alexandre Marquis Dany de la Pailletterie - war der Sohn eines napoleonischen Generals und der Enkel einer Mulattin aus Haiti. Er schrieb sechshundert Romane, manchmal zwei oder drei zugleich, weil er immerfort Geld brauchte. Man weiß nicht recht, wofür. Gewiß, er lebte auf sehr großem Fuß, er aß so anspruchsvoll wie ein Marquis des ancien régime und so viel wie ein Wilder. Wenn er Gäste hatte, band er eine weiße Schürze um den Bauch, ging in die Küche und kochte, stundenlang - meistens selbstkomponierte Gerichte in riesigen Mengen...

Wenn man ihn gefragt hätte, welches seiner Bücher das beste wäre, hätte er nicht gesagt „Die drei Musketiere“ oder „Der Graf von Monte Christo“, sondern das „Kochbuch“, das er (bezeichnenderweise gegen Ende seines Lebens) allein für den Feinschmecker geschrieben hat - nicht für den Vielfraß!

Heute gilt beim Essen wie beim Trinken ganz allgemein: Maß halten! Wer den Abbach Uralt, um ihn wahrhaft zu genießen, in kleinen Schlückchen über die Zunge gleiten läßt, wird reichlich belohnt - ja, geradezu beglückt von seinem sanften Feuer, von seiner üppigen Blume und seinem großen, typisch weinigen Körper. Man braucht nicht gleich einen tiefen Zug zu tun, um seine ganze Fülle zu spüren, und man braucht ihn auch nicht wasserglasweise zu trinken. Dazu wäre er wohl zu schade, nicht wahr?



In jedem Glase Abbach Uralt sind alle guten Geister des Weines